

Deutsch-koloniale Sprachpolitik von Neuguinea bis Samoa

KOLONIALLINGUISTIK UND DER GLOBALE RAUM DES DEUTSCHEN KOLONIALISMUS

Sprache ist ein zentraler Bestandteil menschlicher Kommunikation und dient, neben anderen Funktionen, der Etablierung und Gestaltung sozialer Beziehungen, dem Ausdruck von Macht, von Gruppenzugehörigkeit und Identität, aber auch von Ab- und Ausgrenzung, im Privaten wie im Öffentlichen und Politischen. In diesem Beitrag wird der Blick auf den Umgang mit Sprache im deutsch-kolonialen Kontext gerichtet: Es geht darum, wie durch Vorgaben zum Gebrauch von Sprache(n) und deren variable Umsetzung vor Ort das Deutsche Kaiserreich als Kolonialmacht in den Kolonialgebieten in Ozeanien präsent war und repräsentiert wurde.

➤ Koloniale und postkoloniale Sprachwissenschaft

Die Auseinandersetzung der Sprachwissenschaft mit den verschiedenen Funktionen von Sprache in kolonialen und postkolonialen Zusammenhängen ist in Bezug auf den deutschen Kolonialismus (in Afrika, China und Ozeanien) ein vergleichsweise rezentes Forschungsgebiet. Anknüpfend an internationale Arbeiten (v. a. Calvet 1974; Errington 2001) etablierten sich als zentrale Forschungsfelder der deutschen Koloniallinguistik die Themen Sprachkontakt und Sprachwandel (z. B. am IDS Mannheim), Historiographie der Linguistik und Diskurslinguistik (z. B. an der Universität Bremen) und Sprach- und Sprachenpolitik (vgl. Dewein et al. 2012). Koloniallinguistische Fragestellungen betreffen sowohl die Kolonialgebiete als auch die jeweilige Metropole (das Ausgangsgebiet der Kolonialmacht), beispielsweise in Bezug darauf, wie in den Kolonien und wie in der Metropole über die Kolonien und die dort lebenden Menschen gesprochen wurde. Vergleichende Untersuchungen zu den afrikanischen und pazifischen deutschen Kolonialgebieten zeigen, dass sprachpolitische Vorgaben regional unterschiedlich umgesetzt wurden (vgl. Stolberg 2015), dass die Verbreitung der deutschen Sprache in den Kolonien von der bereits vorhandenen Verwendung des Englischen unterschiedlich stark beeinflusst wurde (vgl. Engelberg 2008) und dass sich teils parallele, teils divergente Muster kolonialer Namensgebung durch die europäischen Kolonialmächte herausarbeiten lassen (Stolz/Warneke 2018). Neben der Auseinandersetzung mit kolonialzeitlichen Phänomenen tritt in den letzten Jahren zunehmend die Untersuchung postkolonialer (Macht-)Dynamiken und Kontinuitäten in den Vordergrund (u. a. in den Beiträgen des seit 2019 bestehenden *Journal of Postcolonial Linguistics*).

➤ Sprach- und Sprachenpolitik in den deutschen Kolonialgebieten

Die deutsch-koloniale Sprach- und Sprachenpolitik unterlag während der rund 30-jährigen deutschen Kolonialzeit mehreren Veränderungen und kam zudem gebietsweise unterschiedlich und oft personenabhängig zum Einsatz. Ihr offiziell verbindlicher Ausdruck bestand in einer sprachbezogenen Gesetzgebung und war Teil der *Deutschen Kolonialgesetzgebung*, die seit 1893 jährlich fortlaufend publiziert wurde. Betroffen waren verschiedene Aspekte des Sprachgebrauchs in den Kolonialgebieten, so z. B. die Sprachwahl in Schulen und in der Verwaltung, aber auch die Dokumentation und Vergabe von Ortsnamen. Regional geltende Regelungen zur Schulsprache zeigen allerdings, dass die deutsche Sprache, Symbol für den deutsch-kolonialen Herrschaftsanspruch, in unterschiedlicher Weise implementiert wurde (vgl. Engelberg 2008; Stolberg 2015).

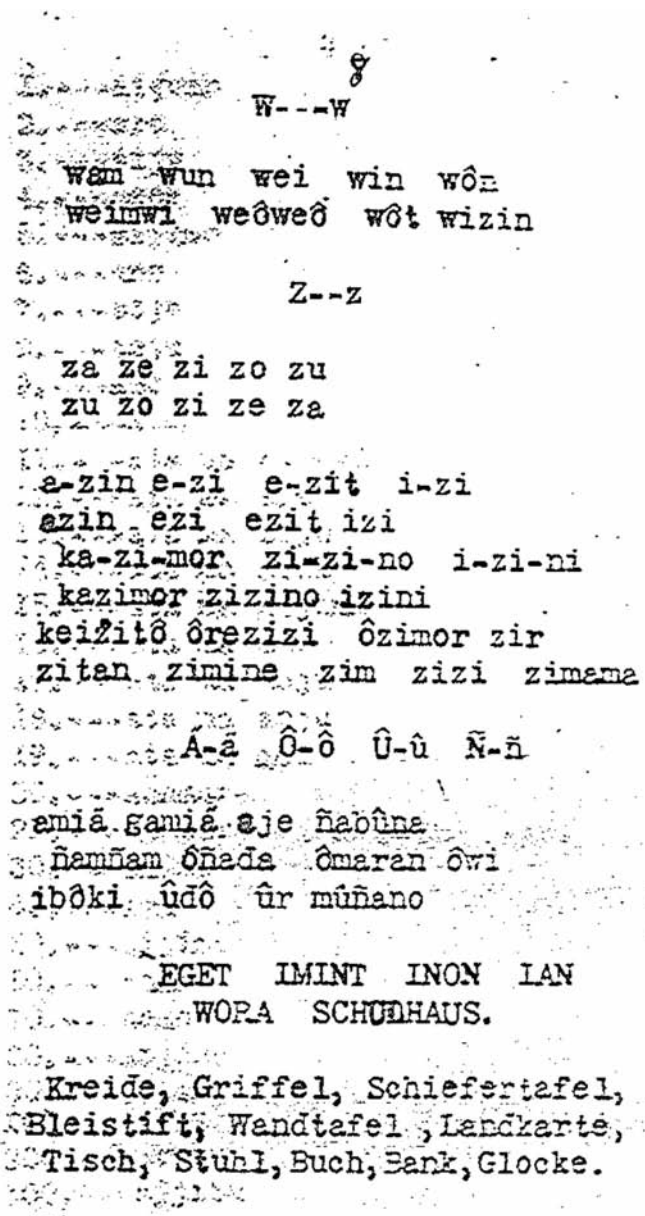
Für die Schulen in den deutschen Kolonialgebieten galt die Empfehlung, dass Deutsch die erste Fremdsprache sein sollte: „Der Kolonialrat empfiehlt der Regierung, unter Berücksichtigung der in Be-

tracht kommenden Verhältnisse, darauf hinzuwirken, dass, wenn in den Schulen (sc. innerhalb der deutschen Kolonien) neben der Sprache der Eingeborenen noch eine andere gelehrt wird, die deutsche in den Lehrplan aufgenommen werde. Berlin, den 27. Februar 1897. Auswärtiges Amt. Kolonial-Abteilung, Frhr. v. Richthofen.“ (Auszug aus dem „Runderlaß der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes, betreffend deutschen Sprachunterricht“, *Deutsche Kolonialgesetzgebung* IV, 1898/99, Nr. 75) Das bedeutete in der Praxis, dass Deutsch und die jeweils lokale(n) Sprache(n) Bestandteil des Unterrichts waren, dass aber prinzipiell weitere Sprachen zusätzlich unterrichtet werden durften. Während jedoch in den afrikanischen Kolonialgebieten (z. B. in Togo und Kamerun) die allgemeine Regelung strikter ausgelegt wurde und Deutsch die einzige zugelassene Fremdsprache war, ermöglichte die auf Samoa bezogene Schulgesetzgebung den gleichberechtigten Gebrauch von Deutsch, Englisch und Samoanisch.

Drei operationale Begriffe – Sprache, Stil und Repräsentation –, die jeweils eine bestimmte Perspektive auf die deutsch-koloniale Sprachpolitik ermöglichen, werden im Folgenden kurz eingeführt und sprachwissenschaftlich kontextualisiert. Anschließend wird darauf eingegangen, inwiefern sie sich in Bezug auf die globalen Räume des deutschen Kolonialismus als funktional erweisen.

1. Sprache kann als Ausdruck von Macht eingesetzt werden, indem sie beispielsweise den Zugang zu Wissen und Teilhabe ermöglicht oder verhindert. Der Zugang zum Erwerb der Sprache der Kolonialmacht wurde im deutsch-kolonialen Kontext auf teilweise widersprüchliche Weise reglementiert. Einerseits wünschte die Kolonialregierung eine möglichst breite Beherrschung des Deutschen in der kolonialisierten Bevölkerung. Andererseits spiegelt der kolonialzeitliche

Abb. 1 Deutsche Lehnwörter im Lesebuch der protestantischen Missionsschule auf Nauru (Delaporte 1900, S. 8)



Diskurs die Absicht, den Zugang zur Beherrschung des Deutschen streng zu kontrollieren, um seine Funktion als Herrschaftssprache zu wahren (vgl. Sokolowsky 2004). Als Spezifikum der deutschen Kolonialzeit ist zu bezeichnen, dass durch die uneinheitliche Sprachpolitik und die kurze Dauer der Kolonialherrschaft kein flächendeckendes Konzept zum Einsatz kam. Zudem hatten sich andere Sprachen als Kommunikationsmittel bereits etabliert, allen voran Englisch und Pidgin-Englisch. Sprachwahl und Sprachverwendung in den deutschen Kolonialgebieten war stark abhängig von der Initiative Einzelner. Beispielsweise unterrichtete Philip Adam Delaporte, ein deutschsprachiger protestantischer Missionar auf Nauru, teilweise auf Deutsch und führte eine größere Zahl deutscher Lehnwörter in die Sprache ein (vgl. Stolberg 2011), die unter anderem in Manuskripten von Unterrichtsmaterialien dokumentiert sind (Abb. 1). Die Möglichkeiten, Deutsch zu etablieren, wurden durch die unterschiedlich stark ausgeprägte Verwendung anderer Fremdsprachen, vor allem des Englischen, mitbestimmt (vgl. Engelberg 2008). So wurden beispielsweise die Missionsschulen auf den Marshall-Inseln von der US-amerikanischen ABCFM-Mission betrieben, deren Angehörige in der Regel kein Deutsch beherrschten. Unter den neuen sprachpolitischen Vorgaben suchten sie zwar im Rahmen ihrer Möglichkeiten nach pragmatischen Lösungen; dass die Erfolgsaussichten jedoch gering waren, legt der folgende Auszug aus einem Brief an die Hauptverwaltung nahe: „I have begun to teach German this term and Mr. Gray began sooner than I. I can not teach it at all well however as I pronounce very badly and cannot read even the easiest little story without my German English dictionary“ (Annette Palmer an Rev. Judson Smith, Oua, Ponape, 12. Juni 1903, *Papers of the ABCFM*).

2. Innerhalb des im kolonialen Kontext verwendeten Deutsch entstanden verschiedene Sprachstile und Varietäten (Sprachen und Dialekte), deren Entwicklung durch die Interaktion von Kommunikationssituation, Funktionalität und Zugangsmöglichkeit zur Sprache der Kolonialmacht bedingt war. Die Verwendung verschiedener Sprach- und Sprechstile ermöglichte den Ausdruck von Kooperation oder Konflikt und die Differenzierung zwischen verschiedenen Sprachhandlungen. Eine Kommunikationssituation kann durch die Verwendung einer bestimmten Sprachform oder eines Sprachstils definiert werden, z. B. als formal oder informell, als hierarchisch oder paritätisch und kann so soziale und politische Relationen ausdrücken oder gestalten. Im deutsch-kolonialen Kontext stellte der Sprachenreichtum der Kolonialgebiete Missionare wie Kolonialverwaltung mit großer Dringlichkeit vor die Frage nach der Sprachwahl. Aus missionarischer Sicht waren einheimische Sprachen zu bevorzugen, um einen Zugang zur Bevölkerung zu finden. Die Kolonialverwaltung ebenso wie die Koloniallobby in Deutschland hielt dagegen aus politischer Sicht die Verwendung des Deutschen für die beste Lösung. Dies wiederum setzte eine Infrastruktur (Schulen) voraus, die der einheimischen Bevölkerung den Erwerb des Deutschen ermöglichte; ebenso musste die Motivation zum Lernen der Fremdsprache geweckt werden. Ein weiterer Aspekt war die bereits erwähnte Verbreitung des Englischen. Die Verwendung der englischen Sprache im deutschen Kolonialgebiet einzugrenzen, womöglich zu eliminieren, wurde zu einem Dauerthema der deutsch-kolonialen Sprachpolitik.

3. Repräsentation erhält im vorliegenden Kontext aus drei Blickrichtungen Bedeutung. Innerhalb der Kolonien repräsentierte die deutsche Sprache durch ihre Verwendung als Verwaltungs-, Schul-, Gesetzes- und Militärsprache das Deutsche Kaiserreich, war Symbol der Kolonialmacht und ihres Herrschaftsanspruchs gegenüber der kolonialisierten Bevölkerung. Aber auch in der Metropole, dem Kaiserreich selbst, repräsentierte die deutsche Sprache den Anspruch auf Deutungshoheit, z. B. durch die symbolische Eroberung kolonialer Gebiete in Form von Namensgebung auf Landkarten und in Atlanten (vgl. Stolz/Warnke 2018; Abb. 2). Die eigene Sprache wurde als Symbol für den Machtanspruch gegenüber konkurrierenden Kolonialmächten und deren Sprache(n) diskursiv instrumentalisiert. Darin unterscheidet sich die Funktion des Deutschen nicht wesentlich von der anderer Kolonialsprachen. Spezifisch für den deutschen Kontext ist jedoch, dass Sprache während der gesamten deutschen Kolo-



Abb. 2 Deutsche Namen auf der Landkarte (heutige Benennung in Klammern): Kaiser-Wilhelmsland (New Guinea), Kaiserin-Augusta-Fluss (Sepik), Friedrich-Wilhelms-Hafen (Madang), Finsch-Hafen (Finschhafen), Bismarck-Archipel (Bismarck-Archipelago), Neu-Pommern (New Britain), Herbertshöhe (Kokopo), Neu-Mecklenburg (New Ireland), Neu-Hannover (La-vongai/New Hanover) (Heinrich Schnee, Deutsches Koloniallexikon, Bd. 1, Leipzig 1920, zwischen S. 304 und S. 305)

nialepoche ein Konfliktthema blieb. Zwischen den verschiedenen die Kolonialmacht repräsentierenden Akteuren (der Koloniallobby in der Metropole, der Kolonialregierung, Missionaren, Händlern, Siedlern usw.) entwickelte sich keine einheitliche Linie, wie die folgenden Zitate illustrieren (zit. nach Engelberg 2014, 313): „Jeder Junge, der in meinem Hause Deutsch spricht, erhält eine Maulschelle. Das wäre noch schöner wie schön, wenn jedes unbedachte Wort durch die Kanaker von einem Platz zum andern getragen würde!“ (Aussage eines Siedlers, in: Friederici 1911, 98) „Ich habe oft gesehen, wie schwarze Diener von ihren Herren geohrfeigt wurden, weil sie deutsche oder englische Befehle nicht sogleich richtig ausführten.“ (Sembritzki 1913, 128)

KOLONIALE SPRACHPOLITIK:

UMSETZUNG UND AUSWIRKUNGEN IN DEN DEUTSCH-KOLONIALEN GEBIETEN IN OZEANIEN

➤ Welche Sprache? Die koloniale Sprachenfrage im Missionskontext

In Bezug auf den Umgang mit der Sprachenvielfalt in den Kolonialgebieten wurde im kolonialen Diskurs von der Sprachenfrage gesprochen (z. B. Schreiber 1904), d. h. von der Frage danach, welche Sprachen für welche kolonialen Zwecke zum Einsatz kommen sollten und wie ihr Erwerb und ihre Nutzung zu fördern seien (vgl. Engelberg 2014). Im Laufe der deutschen Kolonialzeit wurden unterschiedliche sprachpolitische Strategien angewandt, die gleichzeitig Kommunikation sichern und den kolonialen Machtanspruch zum Ausdruck bringen sollten. Hier spielten Missionsgesellschaften und Missionsangehörige eine wichtige Rolle als Sprachmittler, sowohl was die unmittelbare Alltagskommunikation betraf als auch die Vermittlung christlicher Inhalte und die Unterweisung in Missionsschulen und Werkstätten. Laut Schlunk (1914) gab es im gesamten deutschen Kolonialgebiet rund 2700 Schulen, davon etwa 760 in Ozeanien. Die weit überwiegende Zahl von ihnen waren Missionsschulen. Missionsgesellschaften verfügten daher über die Infrastruktur für den staatlich gewünschten deutschen Sprachunter-

richt und waren notwendige Partner der Kolonialregierung bezüglich der Verbreitung des Deutschen (Regierungsschulen waren im Betrieb wesentlich teurer). Andererseits benötigten die Missionen für den Unterhalt ihrer Stationen staatliche finanzielle Unterstützung.

Abbildungen zeigen den baulichen Unterschied zwischen Regierungsschule und Dorfschule. Dem entsprach, dass Präsenz und Durchsetzung der deutschen Sprache in den Regierungsschulen (*Abb. 3a*) wesentlich umfassender waren als in den Missionsschulen (*Abb. 3b*). Aufgrund der gegenseitigen wirtschaftlichen Verwicklung von Staat und Missionen war es so meist Aufgabe der Missionsangehörigen, die sprachpolitischen Vorgaben vor Ort umzusetzen. Während die Kolonialverwaltung zunächst die Vorrangstellung des Deutschen anstrebte, wurde von Missionsseite dagegen i. d. R. für eine Verwendung einheimischer Sprachen in Ausbildung und Missionierung plädiert, da aus ihrer Sicht ein solides Verständnis der christlichen Inhalte nur in der Muttersprache möglich war. Das setzte wiederum voraus, dass die Missionsangehörigen die betreffenden Sprachen soweit erwarben, dass ihnen die Vermittlung dieser Inhalte möglich war, was allerdings angesichts der Vielzahl an Sprachen nicht überall umgesetzt werden konnte. So entschieden sich die katholischen Missionen im nordwestlichen Küstengebiet Deutsch-Neuguineas schließlich für Deutsch als Missionssprache, während die protestantischen Missionen ausgewählte einheimische Sprachen über deren ursprüngliches Gebiet hinaus verwendeten (vgl. Mühlhäusler 2012).

➤ Stildifferenzen und Kontaktzonen: Koloniale Varietäten zwischen Standarddeutsch, Unserdeutsch und Tok Pisin

Deutsch fand vor allem dort Verwendung, wo sich koloniale Institutionen befanden, z. B. im Umfeld von Missionsstationen, die oft auch Pflanzungen und handwerkliche Betriebe umfassten, in Regierungs- und Missionsschulen oder im Rahmen der lokalen Kolonialverwaltung. Für das Kolonialgebiet in Ozeanien konzentrierten sich solche Institutionen vor allem in und um Herbertshöhe (Kokopo, Neuguinea), das seit 1890 Hauptverwaltungssitz des Bismarck-Archipels und seit 1899 des gesamten kolonialzeitlichen Gouvernements Deutsch-Neuguinea war. 1909 wurde der Verwaltungssitz infolge eines Vulkanausbruchs in das etwa 20 km entfernte Rabaul verlegt. Neben der kolonialen Infrastruktur am Ort befand sich im benachbarten Vunapope eine katholische Missionsstation mit einer Internatsschule für (Waisen-)Kinder, deren eines Elternteil europäisch oder chinesisch war, das andere einheimisch. Diese Schule wurde auf Deutsch geführt, das Erziehungskonzept war auf eine strikt deutsch-christliche Sozialisierung ausgerichtet und schloss die Isolierung der Kinder von ihren Herkunftsfamilien ein (Lindenfelder 2021). Eine zeitgenössische Besucherin beschreibt ihren Eindruck so: „Beim Betreten der Klassenzimmer glaubt man sich in eine Schule der Heimat versetzt, denn äußere Einrichtung wie Stundenplan und Sprache sind die einer deutschen Volksschule. Den dortigen Verhältnissen entsprechend, tritt noch Unterricht im Englischen und in Musik hinzu.“ (Schwester Clothilde, 1913, 55, zit. nach Lindenfelder 2021, 53)

In und um Kokopo als kolonialem Machtzentrum ergaben sich vielfältige koloniale Sprachkontakte. In der Folge fand eine Ausdifferenzierung von Sprachformen statt. Standarddeutsch wurde für den offiziellen Schriftverkehr und in der Verwaltung verwendet und kam in der Missionsstation und Missionsschule zum Einsatz. Daneben spielten in unterschiedlichen Kontexten Englisch und lokale Sprachen, vor allem Tolai (Kuanua), eine Rolle. Hinzu kamen zwei neu entstehende Kontaktvarietäten. Das war zum einen Unserdeutsch (Rabaul Creole German), eine mündliche Varietät, die von den Kindern des Missionsinternats entwickelt und parallel zu Standarddeutsch gesprochen wurde. Die Bezeichnung wurde von den Kindern selbst verwendet, in Abgrenzung zum sogenannten „Normaldeutsch“ des Betreuung- und Lehrpersonals (Volker 1991). Es handelt sich um eine Kreolsprache, die aus dem intensiven Kontakt zwischen Standarddeutsch, der englischbasierten Pidginsprache Tok Pisin und lokalen



Abb. 3a Kaiserliche Regierungsschule, Ponape, Mikronesien (Koloniales Bildarchiv Frankfurt a. M., Nr. 024-0275-63)

Sprachen während der Spracherwerbsphase der Kinder entstand (Lindenfelser 2021). Da es sich um eine gesprochene Sprache handelte, sind schriftliche Belege aus der Kolonialzeit rar. Erst Ende der 1970er Jahre erfolgte eine Dokumentation durch Craig Volker in Form von Tonaufnahmen (vgl. Volker 1991): „Wenn wir so ein billige Kerl haben, dann sprechen wir so quatsch, quatsche Deutsch. Aber nich zu ein bessere Person, nich. Zu Missionare können wir das nich spreche, nein. [...] Das is keine Respekt inside[.]“ (Standardnahes Unserdeutsch, Transkript einer Tonaufnahme von Craig Volker, Sprecher PA, Kokopo, Jahreswende 1979/80, zit. nach Lindenfelser 2021, 97)



Abb. 3b Dorfschule, Samoa (Koloniales Bildarchiv Frankfurt a. M., Nr. 043-4021-08)

Eine zweite Kontaktvarietät war Tok Pisin, heute eine der vier offiziellen Sprachen Papua-Neuguineas, mit überwiegend englischbasiertem Wortschatz und strukturellen Merkmalen einheimischer Sprachen. Da Tok Pisin unter der einheimischen Bevölkerung eine größere Verbreitung hatte als Deutsch und daher die Kommunikation erleichterte oder überhaupt erst ermöglichte, wurde sein Erwerb seitens der Angehörigen der deutschen Kolonialmacht unterstützt, entgegen der offiziellen Sprachpolitik. Der Einfluss des Deutschen spiegelt sich darin, dass das lokale Tok Pisin im Umfeld der Verwaltungszentren und Missionsstationen (Kokopo, Rabaul, Madang) bis heute eine größere Anzahl deutschbasierter Wörter aufweist als das Tok Pisin anderer Regionen Neuguineas. Das zeigte eine Befragung von Sprechern und Sprecherinnen unterschiedlichen Alters aus den Regionen Momase, New Ireland und Highlands (Volker 2014). In Momase und New Ireland gab es deutsch-koloniale Verwaltungszentren und Missionsstationen, in der Region Highlands dagegen nicht. Tok Pisin wird heute in allen Regionen gesprochen, doch deutschbasierte Wörter werden nicht überall gleichermaßen verwendet:

<i>Tok-Pisin-Wort</i>	<i>heutige Verwendung in:</i>
ananas ‚Ananas‘	Momase, New Ireland
popeia (< vorbei) ‚verpassen, verfehlen, vorbeifahren/-gehen‘	Momase, New Ireland
ruksak ‚Rucksack‘	Momase, New Ireland (passive Kenntnis in Highlands)
beten ‚beten‘	Momase, New Ireland, Highlands (ältere Sprecherinnen und Sprecher)
raus ‚sich entfernen, weg-/hinausgehen‘	Momase, New Ireland, Highlands

Die Wirkmächtigkeit dieser Zentren deutsch-kolonialen Herrschaftsanspruchs zeigt sich auf sprachlicher Ebene also darin, dass Differenzierungen entstanden, welche die koloniale Präsenz in unterschiedlicher Intensität zum Ausdruck brachten: zum einen in der Standardsprache (ungemischt), dann in Form einer deutschbasierten Kreolsprache (gemischt, überwiegend deutsch) und schließlich durch deutschbasierte Wörter in der englischbasierten Pidginsprache (gemischt, überwiegend englisch, mit deutschem Anteil).

➤ Repräsentation: Konkurrenz am Rande des Imperiums

Die Repräsentationsfunktion des Deutschen als Kolonialsprache zeigt sich in unterschiedlichen Kontexten, so in der bereits erwähnten Funktionalität als Verwaltungs-, Missions-, Schul- und Militärsprache, daneben in der Neu- oder Umbenennung von Orten und ihrer Fixierung in Karten und Wegbeschreibungen. Repräsentativ für die deutsche Kolonialmacht war die Sprache im ersten Fall gegenüber der kolonialisierten Bevölkerung, im zweiten Fall gegenüber der eigenen Bevölkerung in der Metropole. Ein dritter Adressat waren konkurrierende Kolonialmächte, darunter an erster Stelle die englischsprachigen, d. h. Großbritannien und die USA, aber auch Australien. Resultierend aus Handelskontakten, die bereits vor der deutschen Kolonialzeit bestanden, war die Verwendung von Englisch und Pidgin-Englisch in vielen deutschen Kolonien weit verbreitet. Dies wurde als Bedrohung für das Deutsche wahrgenommen. So wurde beispielsweise in der deutschsprachigen *Samoanischen Zeitung* gewarnt, dass die Verwendung des Englischen und die Vermischung von Deutsch und Englisch einer Übernahme der Kolonie durch eine englischsprachige Macht den Weg ebne: „Die Bestrebungen der beiden Schutzgebiete Neuguinea und Kamerun, den Gebrauch der englischen Sprache, und sei es auch nur das Pidgin-Englisch, einzudämmen, sind mit Freuden zu begrüßen und sollten auch in Samoa großen

Anklang finden. Sie richten sich in zweiter Linie natürlich auch gegen die sehr überhand nehmende Durchsetzung der deutschen Umgangssprache mit mehr oder weniger verballhornisierten englischen Ausdrücken, deren Gebrauch durch das starke Vorhandensein des Pidgin-Englisch sehr gefördert wird.“ (Anonym, *Samoaanische Zeitung*, 26. Juli 1913, 1) Es wird wiederholt darauf hingewiesen, dass in einer deutschen Kolonie deutsch gesprochen werden müsse, aus politischen wie aus moralischen Gründen. Diese Haltung ist nicht auf Samoa allein beschränkt, wie ein Kommentar von Arnold Janssen belegt, der 1912 auf die besondere Funktion des Missionsinternats in Vunapope verweist: „Es ist nicht zu übersehen, daß auf diese Weise eine große Anzahl Kinder von Ausländern dem Deutschtume zugeführt werden, was besonders für unsere so nahe bei Australien gelegen [sic!] Kolonien von großer Wichtigkeit ist.“ (Janssen 1912, 22, zit. nach Lindenfelser 2021, 47)

Eine detailliertere Untersuchung von Einflüssen des Englischen und Samoanischen auf das Deutsche zeigt allerdings, dass die Zahl der verwendeten Lehnwörter aus beiden Sprachen im lokalen (Schrift-)Deutsch vergleichbar ist und sich auf Inhaltswörter beschränkt (Stolberg 2013); die Sprachstruktur ist davon nicht betroffen. Dennoch werden die Einflüsse sehr unterschiedlich bewertet. So wird in Beiträgen der *Samoaanischen Zeitung* wiederholt kritisiert, dass deutsche Siedler, Händler und Verwaltungsangestellte in Samoa bereitwillig das Englische dem Deutschen vorzögen und als Folge einer Vermischung von Deutsch mit Englisch „ein im Vaterlande unverständliches Kauderwelsch“ sprächen (Anonym, *Samoaanische Zeitung*, 26.7.1913, 1). Ein Brief von 1901 an den Herausgeber der *Samoaanischen Zeitung* scheint diese Einschätzung zu bestätigen: „Apia, 16. Dez. 1901. Herr Editor! Ich bin schon ae long teim in diesen Eilands, aber was mir am Montag gehaepened hat, ist mir njuh. Im Tivoli Hotel sollte ein Buggy ausgeraffelt werden. Weil aber nicht alle Tickets sohld waren, wurden die nicht-verseelten Tickets an der Bahr im Rassel Dassel ausgeknobelt. In de Mienteim wurden aber schon die Frontwiehls gut geschmiert.“ (Dobbeljuh Schuhflicker, *Samoaanische Zeitung*, 21.12.1901, 3)

Andererseits findet sich jedoch kein Hinweis darauf, dass die zahlenmäßig vergleichbaren Entlehnungen aus dem Samoanischen als ähnlich bedrohlich wahrgenommen wurden, obwohl samoanische Lehnwörter das Verständnis in mindestens gleicher Weise erschweren konnten: „Obwohl Ulutogia nur klein ist (etwa 10 matais), könnte vielleicht die Belohnung in Gestalt einer tofiga für Ulutogia gewahrt werden. Sagapolu (Fiamē) strebt schon lange nach einer solchen. Wenn er pulenuu würde in Ulutogia, waere man ihn in Lotofaga, wo er faamasino werden wollte, los. Übrigens hat er in Ulutogia gezeigt, dass er guten Willen & pule hat.“ (Brief eines Pflanzers; beim Gouverneur eingegangen am 22.4.1905) In diesem Brief auf Deutsch finden sich verschiedene samoanische Lehnwörter: *Ulutogia* Ort an der Südostküste von Upolu (einer zu Samoa gehörigen Insel); *matai* traditioneller samoanischer Titel des Oberhaupts einer Großfamilie oder eines Familienclans; *tofiga* Posten, Stelle; *pulenuu* Bürgermeister, Ortsvorsteher; *Lotofaga* Ort an der Südküste von Upolu; *faamasino* Richter; *pule* (persönliche) Autorität.

Die scharfe Oppositionshaltung gegenüber dem Englischen lässt sich historisch erklären. Der deutschen Kolonialherrschaft in West-Samoa war ein britisch-US-amerikanisch-deutsches Tridominium (1889–1899) vorausgegangen. Dadurch und durch die Anwesenheit englischsprachiger Missionare seit 1830 war Englisch in Samoa bereits gut etabliert. In dieser Konstellation kam der deutschen Sprache eine wichtige symbolische Rolle zu: Sie repräsentierte die deutsche Kolonialmacht und das Deutschsein an sich und wurde diskursiv zum Bollwerk gegenüber den englischsprachigen Kolonialmächten aufgebaut. Da Samoa im Gegensatz dazu keine politische Bedrohung darstellte, konnte man auch der Sprache mehr Raum zugestehen. So befürwortete der Gouverneur von Samoa, Wilhelm Solf, den Unterricht im Samoanischen ausdrücklich: „Es soll dafür Sorge getragen werden, daß die Kinder der deutschen Schule auf Wunsch ihrer Eltern Übung im Sprechen der guten samoanischen Sprache erhalten können. Deshalb gestatte ich, daß Schüler der deutschen Regierungsschule an dem Unterricht in der samoanischen Regierungsschule teilnehmen dürfen.“ (Notiz Solf, 15.11.1909, zit. nach Hiery 2001, 235) Zwar



Abb. 4a „Eingeborenen-Kirche“, Apia, Samoa (Koloniales Bildarchiv Frankfurt a. M., Nr. 024-0275-60)

konnte auch das Englische aufgrund der historischen und wirtschaftlichen Verknüpfungen nicht ausgeklammert werden, doch auf diskursiver Ebene stigmatisierte man die englische Sprache im öffentlichen und gesellschaftlichen Bereich und versuchte so, ihren Gebrauch einzuschränken.

FAZIT: FORMENSPRACHEN DES EIGENEN UND DES FREMDEN

Die ausgewählten Beispiele illustrieren die Bandbreite des sprachpolitischen Vorgehens, analog zur Vielzahl der kolonialen Akteure, in den globalen Räumen des deutschen Kolonialismus. Die Kolonialre-

gierung priorisierte den Gebrauch von (Standard-)Deutsch mit seiner symbolischen Aufladung als Machtrepräsentant. Die Missionsangehörigen, deren Hauptinteresse einer funktionierenden Kommunikation vor Ort galt, befürworteten den Gebrauch einheimischer Sprachen. Siedler und Händler präferierten



Abb. 4b „Eingeborenen-Kirche“, Samoa (Koloniales Bildarchiv Frankfurt a. M., Nr. 043-4021-09)

Englisch, das internationale Anschlussfähigkeit in Handelsbeziehungen sicherte. Meist nur mittelbar dokumentiert ist die Rolle der kolonialisierten Menschen, durch deren sprachpolitische Aktivitäten sich neue Varietäten wie Unserdeutsch und Tok Pisin herausbildeten.

In der Summe lässt sich ein deutlicher Unterschied in Sprachformen und Formensprache zwischen Zentrum und Peripherie erkennen, mit jeweils verschiedenen Strukturprozessen. Im Zentrum (z. B. Kokopo) fand eine Differenzierung statt: Neben der pragmatischen Akzeptanz und Aneignung des Lokalen wurde die Formensprache des Eigenen (hier: der deutschen Sprache) in Interaktion mit dem Lokalen ausdifferenziert. Im Grenzgebiet zum fremd-kolonialen Machtbereich (z. B. Samoa) wurde dagegen das Eigene so positioniert, dass es dem Fremden abgrenzend gegenüberstand.

Diese Differenz zwischen Zentrum und Peripherie spiegelt sich auch in baulicher Hinsicht. In den kolonialen Zentren (z. B. Kokopo) herrschte eine repräsentative Bauweise vor, die sich an den Formen der Metropole orientierte. Das betrifft Verwaltungsgebäude und Regierungsschulen ebenso wie Hotels und Wohnhäuser. Repräsentative Gebäude finden sich auch in Apia, dem Verwaltungssitz von Samoa, wo sie den kolonialen Herrschaftsanspruch in erster Linie gegenüber konkurrierenden Kolonialmächten demonstrierten (*Abb. 4a*). Im Gegensatz dazu findet sich außerhalb des Machtzentrums eine andere Formensprache: Die Verwendung lokaler Baumaterialien und Bauweisen in Dorfschul- und Kirchengebäuden ähnelt der Verwendung samoanischer Lehnwörter und damit dem Umgang mit dem vorhandenen Formeninventar und impliziert eher Integration als Konfrontation (*Abb. 4b*). Sowohl architektonisch als auch sprachlich fand der Wille zur Repräsentation der kolonialen Herrschaft zu einem pluralistisch ausdifferenzierten Ausdruck. Dadurch wurde eine vielschichtige Machtdemonstration gegenüber den unterschiedlichen Adressaten der deutschen Kolonialpolitik ermöglicht.

QUELLEN

Brief eines Pflanzers; beim Gouverneur eingegangen am 22.4.1905; Anfang des Briefes fehlt. Archives of the German Colonial Administration 1900–1914. Series 2. Secretariat: New Series. XVII-A. Administration of Native Affairs. General. 5. Molestations of foreigners by Samoans. 1. 1903–05. Microfilm 5776–7, National Archives of New Zealand.

Schwester Clothilde (MSC), Ein Besuch bei den Missionsschwwestern in Vunapope, in: *Hiltruper Monatshefte* (1913), 55–60.

Philip Adam Delaporte, *Buch N Lesen N Kakairûn Nauru*, Nauru 1900.

Die Deutsche Kolonialgesetzgebung: Sammlung der auf die deutschen Schutzgebiete bezüglichen Gesetze, Verordnungen, Erlasse und internationalen Vereinbarungen mit Anmerkungen und Sachregister, Bd. I–XIII, hg. vom Deutschen Reich, Berlin 1893–1910.

Georg Friederici, Pidgin-Englisch in Deutsch-Neuguinea, in: *Koloniale Rundschau* 2 (1911), 92–106.

Arnold Janssen, Dringende Bitte um einen Baustein für ein neues Schul- und Schwesternhaus in Vunapope, in: *Hiltruper Monatshefte* (1912), 22–24.

Koloniales Bildarchiv, <http://www.ub.bildarchiv-dkg.uni-frankfurt.de/Bildprojekt/Bildsammlung/Bildsammlg.htm>.

Papers of the ABCFM Mission. American Board of Commissioners for Foreign Missions, Boston, USA.

Samoanische Zeitung, Apia 1.1901/2–14.1914.

Martin Schlunk, *Die Schulen für Eingeborene in den deutschen Schutzgebieten am 1. Juni 1911*, Hamburg 1914.

A. W. Schreiber, Die Sprachenfrage in den deutschen Kolonien, in: *Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft* 6 (1904), 112–121.

Emil Sembritzki, Deutsche Sprache in deutschen Kolonien, in: *Deutsche Kolonial-Post* (Beilage) VIII (1913), 128–129.

LITERATUR

Louis-Jean Calvet, *Linguistique et colonialisme: Petit traité de glottologie*, Paris 1974.

Barbara Dewein/Stefan Engelberg/Susanne Hackmack/Wolfram Karg/Birte Kellermeier-Rehbein/Peter Mühlhäusler/Daniel Schmidt-Brücken/Christina Schneemann/Doris Stolberg/Thomas Stolz/Ingo H. Warnke, Forschungsgruppe Koloniallinguistik: Profil – Programm – Projekte, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 40 (2012), 242–249.

Stefan Engelberg, The German Language in the South Seas: Language Contact and the Influence of Language Politics and Language Attitudes, in: Mathias Schulze/

James M. Skidmore/David G. John/Grit Liebscher/Sebastian Siebel-Achenbach (Hg.), *German Diasporic Experiences: Identity, Migration, and Loss*, Waterloo, ON, 2008, 317–329.

Stefan Engelberg, Die deutsche Sprache und der Kolonialismus. Zur Rolle von Sprachideologemen und Spracheinstellungen in sprachpolitischen Argumentationen, in: Heidrun Kämper/Peter Haslinger/Thomas Raithel (Hg.), *Demokratiegeschichte als Zäsurgeschichte. Diskurse der frühen Weimarer Republik*, Berlin/Boston 2014, 307–332.

Joseph Errington, Colonial Linguistics, in: *Annual Review of Anthropology* 30 (2001), 19–39.

Hermann Joseph Hiery, Schule und Ausbildung in der deutschen Südsee, in: Ders. (Hg.), *Die deutsche Südsee 1884–1914. Ein Handbuch*, Paderborn 2001, 198–238.

Siegwart Lindenfelser, *Kreolsprache Unserdeutsch. Genese und Geschichte einer kolonialen Kontaktvarietät*, Berlin/Boston 2021.

Peter Mühlhäusler, Sprachliche Kontakte in den Missionen auf Deutsch-Neuguinea und die Entstehung eines Pidgin-Deutsch, in: Stefan Engelberg/Doris Stolberg (Hg.), *Sprachwissenschaft und kolonialzeitlicher Sprachkontakt. Sprachliche Begegnungen und Auseinandersetzungen*, Berlin 2012, 71–100.

Celia Sokolowsky, *Sprachenpolitik des deutschen Kolonialismus: Deutschunterricht als Mittel imperialer Herrschaftssicherung in Togo (1884–1914)*, Stuttgart 2004.

Doris Stolberg, Sprachkontakt und Konfession. Lexikalische Sprachkontaktphänomene Deutsch-Nauruisch bei den Missionaren Delaporte und Kayser, in: Thomas Stolz/Christina Vossman/Barbara Dewein (Hg.), *Die Beschreibung afrikanischer und ozeanischer Sprachen zur Zeit der deutschen Kolonialherrschaft*, Berlin 2011, 285–304.

Doris Stolberg, German in Samoa: Historical Traces of a Colonial Variety, in: *Poznań Studies in Contemporary Linguistics* 49 (2013), 321–353.

Doris Stolberg, German in the Pacific. Language Policy and Language Planning, in: Daniel Schmidt-Brücken/Susanne Schuster/Thomas Stolz/Ingo H. Warnke/Marina Wienberg (Hg.), *Koloniallinguistik. Sprache in kolonialen Kontexten*, Berlin/Boston 2015, 317–362.

Thomas Stolz/Ingo H. Warnke, System- und diskurslinguistische Einblicke in die vergleichende Kolonialtoponomastik. Eine gemeinsame Einführung, in: Dies. (Hg.), *Vergleichende Kolonialtoponomastik. Strukturen und Funktionen kolonialer Ortsbenennung*, Berlin/Boston 2018, 1–75.

Craig A. Volker, The Birth and Decline of Rabaul Creole German, in: *Language and Linguistics in Melanesia* 22 (1991), 143–156.

Craig A. Volker, *Befragung Tok Pisin Lemmata*, Ms., 2014.

DR. DORIS STOLBERG
Leibniz-Institut für Deutsche Sprache,
Mannheim
stolberg@dids-mannheim.de